

Poststrukturalismus und Ökonomie scheinen sich nicht gut zu vertragen: Während die unterschiedlichsten gesellschaftlichen Bereiche wie Politik, Kunst, Recht und Wissenschaft in den letzten Jahren erfolgreich zum Gegenstand poststrukturalistischer Analysen geworden sind, hat die Furcht vor Ökonomismus dazu geführt, dass häufig auf eine poststrukturalistische Analyse von Ökonomie verzichtet wird. Nachdem die Ökonomie als Hort des Essentialismus im Marxismus entlarvt worden ist, scheinen poststrukturalistische Autoren und Autorinnen um jeden Preis diesen Ort zu meiden, um nicht von allfälligen ›Rest-Essentialismen‹ angesteckt zu werden.

Auf den Ökonomismus hat ein Grossteil der poststrukturalistischen Theoriebildung mit einem emphatischen Begriff des Politischen geantwortet. So haben Ernesto Laclau und Chantal Mouffe in ihrer bahnbrechenden Dekonstruktion des Marxismus eine Diskurstheorie des Politischen entworfen, ohne jedoch die Ökonomie selbst zum Gegenstand zu machen.¹ Genauer: Gebrochen wurde mit der Annahme der determinierenden Rolle des Ökonomischen, wodurch erst der für den Entwurf einer Hegemonietheorie nötige theoretische Freiraum geschaffen werden konnte. Anti-Ökonomismus hiess bei Laclau letztlich die Re-Instituierung des Politischen als ersten Begriff – und die Wiedereinführung politischer Philosophie als erster Philosophie. Dies hat zu eindrucklichen und wichtigen Diskursanalysen geführt; gleichzeitig ist aber der Raum des Ökonomischen für Diskursanalysen uninteressant geworden. Es scheint fast, als hätte der Bruch mit dem ökonomischen Determinismus die Ökonomie als Gegenstand diskurstheoretischer Untersuchungen überflüssig gemacht.

Damit sei keineswegs behauptet, dass eine diskursanalyti-

sche Untersuchung der Ökonomie unmöglich sei, sondern nur konstatiert, dass solche Untersuchungen bisher häufig im Schatten der Analyse politischer Identitäten geblieben sind. Diese Vernachlässigung der Ökonomie erscheint wie ein später Sieg des Essentialismus: Hat man einmal mit dem ökonomischen Determinismus gebrochen – so die fatale Logik –, kann man die Ökonomie beruhigt ihren eigenen Gesetzen überlassen. Damit droht allerdings die Ökonomie in die Position eines undekonstruierbaren Anderen des Poststrukturalismus verschoben zu werden. Diese Invisibilisierung befördert häufig ein Schattenleben essentialistischer Figuren: sei es in der Form von nicht explizierten ökonomischen Wirkkräften, oder sei es in der Rede von der »Ökonomisierung der Gesellschaft«.

Seit einigen Jahren nimmt erfreulicherweise die Zahl und Vielfalt von Analysen der Ökonomie, die im weitesten Sinne poststrukturalistisch informiert sind, zu. Seitdem die Konsumsoziologie über ihre kulturkritische Verwerfung des Konsums hinweggekommen ist, hat sie sich zu einer der wichtigsten Kräfte auf diesem Feld entwickelt. In ihren stärksten Momenten interessiert sie sich für die Begehrens- und Affektstrukturen, welche Konsum erst möglich machen.² Sie thematisiert damit, was den distinktionstheoretischen Arbeiten in Anschluss an Veblen und Bourdieu entgehen musste: eine Dynamik des Konsums, die sich nicht primär vom Kampf um Statusgewinne leiten lässt. Noch bevor Konsum überhaupt dazu dienen kann, Statuspositionen zu markieren, muss eine neue Begehrensstruktur etabliert werden: Das Konsumsubjekt muss lernen, das Begehren zu begehren. Denn das Vergnügen am Konsum kommt in erster Linie durch den Genuss selbstgeschaffener imaginärer Möglichkeiten zustande. Ansätze einer postmodernen Ökonomie, des New Economic Criticism und wissenschaftshistorische Arbeiten unterschiedlicher Provenienz betonen die diskursive Konstitution der Ökonomie und interessieren sich für die instabilen Grenzen des Ökonomischen.³ Die an

Foucault anschließenden Gouvernementalitätsstudien untersuchen unter dem Etikett »neoliberale« Regierungsformen neue Formen der Verzahnung von Politik und Ökonomie.⁴ Damit werden die kulturellen und politischen Schnittstellen der Ökonomie in den Vordergrund gerückt, wobei dies jedoch in der Gouvernementalitätsdiskussion häufig überraschend gut mit einem undekonstruierten Begriff der Ökonomie harmoniert. Wie gross die Verlockung ist, eine Allgegenwart der Ökonomie anzunehmen, belegt die Wendung der »Ökonomisierung der Gesellschaft«, welche das Durchdringen weiter gesellschaftlicher Bereiche mit nahezu identischen ökonomischen Denkweisen und Regierungsformen bezeichnet. Hier ist nicht der Ort, um die Probleme dieses Konzeptes zu diskutieren. Verwiesen sei nur auf zwei problematische Punkte: Erstens unterstellt die Ökonomisierungsthese in der Regel eine zu grosse Einheitlichkeit des Ökonomischen; damit verbunden werden, zweitens, zwar andere »Logiken« (wie z.B. künstlerische) thematisiert, wobei aber häufig deren dekonstruktives Potential zur Verunreinigung des Ökonomischen ausgeblendet wird.⁵

Die hier nur ansatzweise zu skizzierende Perspektive einer poststrukturalistischen Soziologie der Wirtschaft interessiert sich dagegen für Momente der Unreinheit und des Nicht-Ökonomischen in der Ökonomie. Dabei geht sie davon aus, dass sich diese Momente nicht in einem empirisch zufälligen Verhältnis zur Ökonomie befinden, sondern für diese konstitutiv sind. Die Beziehung zwischen der Ökonomie und ihrem »konstitutiven Aussen« ist nicht die einer – wie es die Rede vom Ökonomismus suggeriert – Vereinnahmung, also der einseitigen Unterwerfung nicht-ökonomischer Bereiche unter die Kosten/Nutzen-Logik.⁶ Auch bezieht sich die Ökonomie auf dieses Aussen nicht nur in der Form eines Kopierens von Semantiken und Techniken, die in anderen gesellschaftlichen Feldern entwickelt worden sind. Eine poststrukturalistische Perspektive müßte dagegen den verunreinigenden Charakter

von solchen Zitationsweisen ernst nehmen und lesen können – sie müsste also die Beschränkung auf die strukturalistische Idee der Einpassung von Elementen aus anderen Sphären und Segmenten hinter sich lassen, um die Heterogenität des Ökonomischen denken zu können. Eine solche Herangehensweise kehrt die Rede von der »Ökonomisierung des Sozialen« beinahe um: Es geht um eine »Heterogenisierung der Ökonomie« – also nicht einfach um das Ausbreiten einer ökonomischen Logik, sondern um die Infiltration des Ökonomischen mit Momenten des Nicht-Ökonomischen. Eine solche Heterogenisierung erfordert zugleich eine Neukonzeption der Ökonomisierung, da nun deren unproblematisches Funktionieren nicht einfach vorausgesetzt werden kann. Vielmehr geraten jene diskursiven Strategien in den Blick, mit Hilfe derer erst die ›Reinheit‹ des Ökonomischen angestrebt wird. Ich möchte im Folgenden programmatisch skizzieren, welche Konsequenzen eine derartige Sichtweise für die Analyse ökonomischer Affekte haben könnte.

I

Warum soll man sich gerade mit »ökonomischen Affekten« beschäftigen? Dem klassischen Ökonomen mag die Rede von »ökonomischen Affekten« als höchst widersprüchlich erscheinen. Werden da nicht zwei Bereiche des Sozialen zusammengeführt, die klar voneinander getrennt sind? Warum soll gerade die nüchterne ökonomische Rationalität auf Affekte angewiesen sein? Und umgekehrt: Warum soll sich eine dekonstruktive Analyse der Ökonomie mit Affekten beschäftigen? Weicht man nicht der Analyse dringender ökonomischer Probleme aus, wenn man sich auf ein scheinbar »weiches« Thema wie Affekte bezieht? Beide Fragen – jene des neoklassischen Ökonomen und die des kritischen Soziologen – verfehlen jedoch das Argument, das hier im Vordergrund steht. Die Beschäftigung mit Affekten ist nicht deshalb sozialtheoretisch interessant, weil es sich dabei um ein »weiches« ökonomisches Thema handelt. Af-

fekte werden nicht als unschuldiges Supplement einer letztlich affektlos funktionierenden Ökonomie gelesen, sondern als konstitutiv für ökonomische Prozesse und die Konstruktion ökonomischer Identitäten.

Allerdings stellt die Konzeptualisierung von Affekten beträchtliche theoretische Probleme. Dies zeigt sich modellhaft an drei häufig anzutreffenden Umgangsweisen mit Affekten:

1. Unrekonstruierter Materialismus: Affekte werden hier als Gegenpol zur instrumentellen Rationalität der Ökonomie verstanden. Sie gleichen brodelnden Strömen, auf deren Grundlage die Ökonomie sich erhebt. Die Probleme eines solchen Modells sind offensichtlich: Affekte werden essentialisiert, indem ihnen eine eigene Sphäre zugesprochen wird. Zudem wird ein manichäischer Kampf zwischen den häufig als befreiend gedachten Affekten und einer repressiven Ökonomie angenommen. »Befreit die Begehrensströme von den ökonomischen Zwangsmechanismen!« So könnte der Schlachtruf dieses Modells lauten.

2. Affekte als Konstrukte: Die konstruktivistische Lösung versucht die Fallen des »affektiven Materialismus« zu vermeiden. Ganz im Sinne der konstruktivistischen Scheu vor Substantialismus und Essentialismus versucht man, Affekte als soziale Konstruktionen zu verstehen (wobei freilich der Konstruktivismus zu häufig glaubt, bereits mit der Rede von Konstruktion sich sicher im anti-essentialistischen Lager zu befinden). Dies hat in der Soziologie der Emotionen ein fruchtbares Forschungsfeld eröffnet und zu wichtigen Studien über einzelne Affekte geführt (zum Beispiel Neckels Analyse der Konstruktion von Neidsemantiken).⁷ Man kann also als Konstruktivist mühelos über die Thematisierung von Affekten sprechen und nach der Funktion solcher Affektthematization für einen Diskurs fragen: Welche Rolle spielt etwa die Thematisierung von Neid für das politische und ökonomische System? Damit ist aber keineswegs geklärt, was Affekte für das Funktionieren

ökonomischer Operationen bedeuten. Affekte bleiben dabei ein Thema unter vielen möglichen Themen – ihre Rolle für das Sich-Ereignen von Diskursen bleibt weitgehend ausgespart.

3. Instrumentalisierung von Affekten: Diese These verbindet das materialistische und konstruktivistische Modell – allerdings ohne die Defizite der beiden Modelle zu beheben. Exemplarisch dafür steht Arlie Hochschilds Studie »Das gekaufte Herz«. ⁸ Die beindruckende Studie untersucht an den Fallbeispielen von Stewardessen und Schulleitenden, auf welche Weise Affekte in sozialen Kontexten eingesetzt und gehandhabt werden. Die Stewardess muss zum Beispiel dem Kunden zulächeln und diesen wie einen lieben, persönlichen Gast behandeln. Um Affekte auf überzeugende Weise darstellen zu können, reicht es nicht aus, diese bloss vorzutäuschen, sondern sie müssen »authentisch« vorgelebt werden. Der Zwang zum Einsatz von Affekten führt zur Zunahme von »emotional labour«. Darin besteht für Hochschild das Problem: Der Imperativ zur öffentlichen Affektdarstellung instrumentalisiert private Gefühle der Stewardessen. Diese Interpretation allerdings reinstituiert letztlich die klassische Gegenüberstellung von Individuum und Gesellschaft: Die Emotionen gehören zum Privatraum des Individuums; deren öffentlicher Gebrauch wird als Entfremdung wahrgenommen. Affekte geraten nur als private und individuelle Emotionen in den Blick – und die Ökonomie ausschliesslich als Instanz der Affektkontrolle und -manipulation.

Die Theoretisierung ökonomischer Affekte bedarf also begrifflicher Mittel, die sowohl die konstruktivistische Auflösung von Affekten in Themen wie auch Substantialismus und Psychologismus vermeiden. Gerade hier liegt der Vorteil poststrukturalistischer Positionen – zumindest dann, wenn sie vermeiden, sich auf konstruktivistische Denkweisen reduzieren zu lassen. Im Gegensatz zu klassischen konstruktivistischen Ansätzen akzeptieren die meisten poststrukturalistischen Denkweisen das Symbolische und das Sinnhafte nicht als Letztbe-

griffe für die soziologische Analyse: »Poststructuralist have made important attempts to broaden the study of identity to include memories and affects that lie outside intentional agency and symbolic meaning.«⁹ Der Vorteil poststrukturalistischer Positionen besteht also im Vergleich zu konstruktivistischer Theoriebildung darin, die Analyse nie ganz in der Konstruktion aufgehen zu lassen. Immer bleibt ein nicht-assimilierbarer Rest, der auf ganz unterschiedliche Weise theoretisiert worden ist. Wenn nun von Affekten gesprochen wird, heisst dies, weder einen Raum pulsierender Begehrensströme jenseits des Diskursiven anzunehmen, noch Affekte auf ihre symbolische Funktion zu reduzieren. Andrew Ross hat dies treffend formuliert, wenn er sagt, dass es darum gehen soll, die Materialität von Affekten zu denken, ohne einen neuen ›Materialismus‹ einzuführen. Vielmehr müssen Affekte so konzipiert werden, dass sie eine materielle Dimension des Diskursiven ausmachen. Affekte selbst sind eine hybride Vermengung von sozialen, kulturellen und nicht-sinnhaften Bestandteilen.¹⁰ Aus der Sicht einer dekonstruktiven Diskurstheorie überrascht dies nicht, da das Entgleiten des Sinns zu den Funktionsprinzipien eines Diskurses gehört. Die Materialität des Signifikanten erzeugt schwer zu erfassende lokale ›Ansteckungsverhältnisse‹, welche auch die Organisationsweisen von Affektströmen charakterisieren.

Eine so konzipierte Analyse von Affekten beschränkt sich denn auch nicht auf die Bedeutung kognitiver Prozesse für die Ökonomie, welche mit den Schlagworten des »cognitive capitalism« oder »epistemic capitalism« hervorgehoben werden. Nimmt man Raymond Williams' Konzept von Kulturen als »structures of feeling« ernst und bezieht es auf ökonomische Prozesse, dann gerät die affektive Strukturierung der Ökonomie als kulturelles und soziales Phänomen in den Blick.¹¹ Bei Williams bleiben allerdings die »feelings« seltsam unbestimmt. Im Anschluss an Deleuze/Guattari, die sich ihrerseits auf Spinoza berufen, lassen sich Affekte präziser als Fähigkeit, zu affi-

zieren und affiziert zu werden, bestimmen.¹² Diese Bestimmung verfügt über den Vorteil, Affekte konsequent als Beziehungsbegriff zu denken: Affekte stellen immer Verbindungen her, deren Erklärung sich häufig einer reinen Logik des Sinn-geschehens entzieht. Affekte sind für uns zwar nur im Sinn-geschehen greifbar, dennoch aber nicht auf dieses reduzierbar. So können Affekte auch von individualisierten Emotionen unterschieden werden.

Dass es bei ökonomischen Affekten nicht um individuelle Empfindungen geht, verraten bereits die Semantiken, welche zur Beschreibung von Affekten eingesetzt werden: Eine Börsenpanik entsteht nicht im einzelnen Anleger, sondern er wird von dieser »angesteckt«. Auch wenn das Ansteckungsvokabular gewiss problematisch ist, so deuten solche Beschreibungen doch darauf hin, dass ökonomische Affekte wie Paniken, Depressionen oder auch Euphorien eine eigene Dynamik entfalten. Affekte lassen sich nicht auf einen spezifischen Ort festlegen, sondern sie *zirkulieren* durch soziale, kulturelle, somatische und psychische Strata.¹³ Gerade wegen dieser Ortlosigkeit werden sie häufig als Bedrohung und Rätsel wahrgenommen.

II

Systematische Bedeutung hat dieser Begriff von Affekten für die Ökonomie im Konzept der »affektiven Arbeit« gefunden.¹⁴ Damit ist jene Form immaterieller Arbeit gemeint, die in erster Linie mit der Sorge um und der (Re)produktion von Leben beschäftigt ist. Immaterielle Arbeit, so Hardt, sei in der Postmoderne zur vorherrschenden Arbeit geworden, da die Herstellung von Dienstleistungen und die Manipulation von Symbolen das klassische materielle Produkt des Industriekapitalismus abgelöst habe. Neu an der affektiven Arbeit ist also zum einen die Immaterialität des Produktes, zum anderen die enge Verknüpfung von Leben und Arbeit. Mit dem Konzept der »affektiven Arbeit« finden Affekte zwar konstitutiven Eingang in die Zeit-

diagnose der gegenwärtigen Ökonomie. Gleichzeitig bleibt das Konzept aber dem Vokabular der Arbeit und Produktion verhaftet: Statt die theoretischen Grundbegriffe für die Analyse gegenwärtiger Wirtschaft zu überdenken, wird festgestellt, dass die klassischen, um das Produkt zentrierten Begrifflichkeiten nicht mehr ausreichen – allerdings nur, um dieses mit einer Ontologie des Lebens auszutauschen. Durch die auf den ersten Blick plausible Aufteilung von Arbeit in immaterielle und materielle, in affektive und nicht-affektive geht die affektive Strukturierung *jeder* ökonomischen Operation verloren. Verpasst wird damit eine dekonstruktive Weiterentwicklung der lebensphilosophischen Ontologie, welche Affekte immer schon im sozialen Anschlußgeschehen verorten würde. Dies kann allerdings nur dann zum Vorschein kommen, wenn die Ökonomie konsequent als Verkettung von Ereignissen verstanden wird – und die Modalitäten dieser Verkettung zum Problem gemacht werden. Zwar bezieht sich der Begriff der affektiven Arbeit auf die Möglichkeiten von Verkettung und Netzwerkbildung, aber die Verkettung wird mit der immateriellen Arbeit als eigenständiger sozialer Teilbereich verstanden (zum Beispiel in der Form von Beziehungsarbeit), wodurch verdeckt wird, dass Verkettung und Konnektivität alle sozialen – und damit auch: jede ökonomische – Operationen auszeichnen.¹⁵

III

Im Folgenden interessiert das Verhältnis zwischen Affekt und Ökonomie nicht primär im Rahmen einer Zeitdiagnose, welche die Vorherrschaft affektiver Arbeit feststellt, sondern im Hinblick auf die konstitutive Beziehung zwischen Affekt und Ökonomie. Skizzenhaft möchte ich zwei Formen »ökonomischer Affekte« unterscheiden: zum einen die affektive Strukturierung ökonomischer Subjektivität, welche das Selbst-Interesse in der Selbst-Liebe begründet (vgl. A. Hirschman), zum anderen die Affektivität ökonomischer Ereignisketten, welche durch die

Produktion von Aufmerksamkeit und Spektakularität Anschlussfähigkeit erzeugen (vgl. G. Tarde). Ich möchte theseartig diese beiden Dimensionen ökonomischer Affekte diskutieren.

a) *Analyse der affektiven ›Konstellationen‹ des Selbst-Interesses*: Das ökonomische Selbst-Interesse ist kein Gegenbegriff zu Affekten, sondern beruht wesentlich auf Affekten. Diese These geht auf Albert O. Hirschman zurück, der in »The Passion and the Interests« die übliche Gegenüberstellung von Interesse und Leidenschaften auf eindrückliche Weise verworfen hat. Im späten 16. Jahrhundert entsteht der Interessensbegriff und setzt zu einem semantischen Siegeszug an. Sein Erfolg erklärt sich dadurch, dass er sich zwischen das unversöhnliche Paar von Leidenschaften und Vernunft stellt: »Interest was seen to partake in the effect of the better nature of each, as the passion of self-love upgraded and contained by reason, and as reason given direction and force by that passion.«¹⁶ Der ökonomische Interessensbegriff nimmt eine Zwischenposition ein – und genau diese Zwischenposition hat ihn so erfolgreich gemacht. Die Selbst-Liebe unterscheidet sich auch hinsichtlich ihres Zeitbezugs von anderen Leidenschaften wie der Ruhmsucht, dem Zorn oder dem religiösen Hass: Sie ist zukunftsgerichtet, beständig und kontinuierlich. Was die Habgier so interessant macht, ist die Tatsache, dass sie im Gegensatz zu eruptiven Leidenschaften weite Zukunftshorizonte eröffnet: Es ist eine der wenigen Leidenschaften, die mit Vorausschau und Vorsorge harmoniert. Zudem wirkt sie beständig: Gerade ihre Unersättlichkeit macht sie zur zuverlässigen Grundlage ökonomischen Handelns!¹⁷ Die Gefahr, dass meine Leidenschaft nach Geld plötzlich erlischt, besteht nicht – die Leidenschaft wird auf diese Weise berechenbar und zwar auch für Zukünfte, die über das Morgen hinausreichen.

Das Interesse ist also nicht zufälligerweise durch Affekte kontaminiert worden, sondern kann nur innerhalb einer Öko-

nomie der Affekte verstanden werden. Die Selbst-Liebe wird aber nicht in erster Linie durch die Vernunft gezügelt, sondern durch ihre Positionierung im Beziehungsgeflecht der Affekte. Kurz: Indem die Affekte gegeneinander ausgespielt werden, werden diese erst bezwingbar. (Es wäre zu fragen, ob die Vernunft gerade dieses hinterlistige Moment des gegeneinander Ausspielens definiert.) Es handelt sich um »metaconditions of passions«, durch die ein »energy system in which specific factors enable and shape the dynamic activity« geschaffen wird.¹⁸ Der Erfolg des Selbst-Interesses erklärt sich also aus dieser Selbst-Blockierung der unterschiedlichen Leidenschaften.

Hirschmans Analyse zeigt im Kern auf, wo das Problem einer klassischen humanistischen Kritik des Homo oeconomicus liegt: Diese wirft dem ökonomischen Modell vor, dass es die Ganzheit des Menschen, seine Gefühle und seine Moral vernachlässige. Eine derartige Kritik muss naiv bleiben, so lange sie von aussen an das ökonomische Modell Ansprüche heranträgt, die diesem fremd sind. Ausgehend von der Analyse des Selbst-Interesses als gezähmte Leidenschaft verändert sich die Ausgangslage aber grundlegend. Die Leidenschaften sind immer schon in das Modell des Homo Oeconomicus eingelassen und müssen nicht erst an ihn herangetragen werden – er könnte ohne diese nicht funktionieren.¹⁹

Hirschmans brillante Analyse bricht jedoch bei der Beschreibung des Sieges des Selbst-Interesses abrupt ab: Das so glänzend entfaltete Narrativ, in dem die beiden Kontrahenten Vernunft und Leidenschaften mit dem Interesse einen triumphierenden Dritten hervorbringen, scheint mit der Etablierung des Interesses an einem Endpunkt angekommen zu sein. Eine solche Leseweise lässt sich aber zu stark von einer linearen ideengeschichtlichen Konzeption des Selbstinteresses leiten. Dabei wird übersehen, dass sich das Interesse nicht nur als Idee durchsetzen musste, sondern die Semantik des Interesses zugleich in ein ganzes Programm von Selbst-Technologien einge-

bunden ist. Paul du Gay hat daher argumentiert, dass es sich beim Selbst-Interesse um ein neo-stoisches Konzept handelt, das sich nicht auf ein Ideal reduzieren lässt: »It offers up a view of freedom as a kind of ethical askesis – the work one performs to turn oneself into an ethical subject capable of shaping one's own nature.«²⁰ Aus einer genealogischen Perspektive wird denn auch sichtbar, dass es sich beim Selbstinteresse zuallererst um eine Problematisierung im Foucaultschen Sinne handelt: Das Selbstinteresse löst nicht als immer schon bestehende Idee den Jahrhunderte schwelenden Konflikt zwischen Vernunft und Leidenschaften. Vielmehr ist das Selbstinteresse ein Subjektivierungsprogramm, das zur Herstellung selbst-interessierter Individuen dient. Dies wird zum paradox angelegten Konzept der Selbst-Liebe bei Adam Smith führen, das die Zügelung von Selbst-Liebe zum Imperativ der Selbst-Liebe macht.²¹

Fassen wir zusammen: Das Selbst-Interesse ist das Ergebnis einer spezifischen Organisationsweise unterschiedlicher affektiver Energien. Indem verschiedene Leidenschaften in eine sich *blockierende* Konstellation gebracht werden, kann das Interesse als verhältnismässig harmlose Leidenschaft seinen Siegeszug antreten. Wichtig ist hier zu sehen, dass auf diese Weise eine dualistische Gegenüberstellung von rationalem Interesse und irrationalem Affekt vermieden wird. Das Interesse ist nicht als affektloser Gegenpol, sondern innerhalb einer Ökonomie der Affekte, welche die verschiedenen Leidenschaften sich gegenseitig zumindest notdürftig kontrollieren lässt, zu denken. Damit bilden die Affekte den Ausgangspunkt für unterschiedliche ökonomische Subjektivierungsprogramme etwa für den Konsumenten, den Spekulanten oder auch den Arbeiter. Dies bedeutet nicht so sehr, dass für die Herstellung ökonomischer Identitäten Affekte unterdrückt werden müssen, sondern dass diese genutzt und fruchtbar gemacht werden: Keine dieser Identitäten findet eine stabile Grundlage in einer immer schon vorausgesetzten ökonomischen Rationalität. Vielmehr bedürfen

ökonomische Subjektivierungsprozesse selbst eines »passionate attachments«, um überhaupt funktionieren zu können.²² Affekt und ökonomische Identitätsformierung sind daher nicht als oppositionelle Kategorien zu denken, sondern als komplizierte Gemengelage, durch die Affekte in benennbare und individualisierte Emotionen verwandelt werden.

b) *Operative Analyse von Affekten: Wie schreiben sich Affekte in ökonomische Operationen ein?* Ökonomische Affekte werden nicht nur in der Figur des Selbst-Interesses normalisiert und zur Grundlage des Homo oeconomicus, sondern betreffen auch die Operationen des Wirtschaftssystems. Systemtheoretische Konzeptionen haben die Ökonomie konsequent vom methodologischen Individualismus, aber auch vom Produktionsparadigma abgelöst und die »Realität« der Ökonomie in ihre Operationen verlagert: Zur Grundlage der Ökonomie wird der immer wieder erneut herzustellende und zu sichernde Anschluss eines ökonomischen Ereignisses ans vorherige.²³ Anschlussfähigkeit wird denn auch zu einem der Kernbegriffe einer Theorie autopoietischer Systeme: Das System kann sich nur reproduzieren, wenn ein weiteres Ereignis folgt. Allerdings fasst die Systemtheorie dieses Anschlussgeschehen in erster Linie als kognitiven Prozess: Ereignisse eröffnen einen Anschlusshorizont, innerhalb dessen sie erwartbar werden. Eine derartige Sichtweise kann Affekte nur in der Form benennbarer Emotionen erfassen, welche Ego oder Alter zugeschrieben werden. Nicht theoretisiert wird aber die affektive Strukturierung ökonomischer Kommunikation – sie muss dem kognitiv angelegten Erwartungsbegriff der Systemtheorie entgehen. Ähnliches mag man bei einer klassischen Diskursanalyse der Ökonomie vorfinden: Die Sagbarkeit und Sichtbarkeit von Ökonomie wird nicht verbunden mit den sie begleitenden ökonomischen Affekten. Was ist hier aber mit der affektiven Strukturierung von ökonomischen Ereignisströmen gemeint? Wie sollen diese kon-

zipiert werden, wenn Affekte nicht nur in ihrer Eigenschaft als Zeichen und Bilder wichtig werden sollen?

Die aktuelle an Gabriel Tarde's Wirtschaftssoziologie anschliessende Diskussion – insbesondere in den Arbeiten von Maurizio Lazzarato und Bruno Latour – hat hier eine bemerkenswerte Rekonzeptualisierung von Ökonomie vorgeschlagen.²⁴ Tarde beschreibt die Ökonomie als einen rekursiven Strom sich imitierender Ereignisse. Damit denkt er – wie Luhmann – die Ökonomie ereignisbasiert. Allerdings nimmt er eine doppelte Radikalisierung vor: Zunächst einmal wird das ökonomische Publikum zu einer zentralen theoretischen Kategorie – und zwar nicht nur im Rahmen der Inklusion ins ökonomische System. Vielmehr wird das Publikum für die Konzeption ökonomischer Ereignisse wichtig: Ereignisse bewegen sich nicht in einem luftleeren Raum, sondern es gibt immer auch ein Publikum für diese Ereignisse. Kurz: Tarde führt einen publikumsbasierten Ereignisbegriff ein. Ein Ereignis muss die Aufmerksamkeit des Publikums erregen können: »L'actualisation d'une différence psychologique (invention) en quantité sociale ... ne découle pas seulement de la puissance événementielle qu'elle représente, mais aussi de sa capacité de répondre à des attentes ou d'en susciter dans la société.«²⁵ Damit, so Lazzarato weiter, entwirft Tarde die erste Theorie der Ökonomie als integrale Medientheorie. Ökonomische Operationen spielen sich vor und in einem Publikum ab, das sich häufig räumlich verteilt an ganz unterschiedlichen Orten befindet und nur durch die mediale Vermittlung vereinigt wird.

Eine derartige Theorie des ökonomischen Publikums und ökonomischer Medien ist die Voraussetzung dafür, die Affektivität ökonomischer Ereignisse erfassen zu können. Freilich bedeutet dies aber auch, dass das Publikum nicht nur in kognitiven Begrifflichkeiten als Erwartungsinstanz gefasst wird. Die Wiederholung ökonomischer Ereignisse erfordert, dass ein Ereignis Aufmerksamkeit erweckt – dass es gleichsam das Publi-

kum zu faszinieren weiss, und dies kann nicht nur sinnhaft geschehen. Ein Ereignis kann noch so gut in einen aufgespannten Erwartungshorizont passen – es wird kein Anschlussereignis finden, wenn nicht ein Minimum von Faszination durch das Ereignis geschaffen wird.²⁶ Ökonomische Prozesse sind für Tarde daher in affekto-epistemische Systeme eingebettet: »Between sellers and clients and buyers and sellers, between consumers and producers, producers and producers, in concurrence or not, there exists a continuous and invisible transport of soul movements, an exchange of persuasions and excitations through conversations, newspapers, and through examples, which precedes all commercial exchanges, and makes it possible to always contribute to settling their positions.«²⁷ Ökonomische Operationen lassen sich also nicht nur als Erwartung von Zahlungsergebnissen verstehen, sondern umfassen auch »Erregungen« und Intensitäten.

Der Affekt schreibt sich hier ein als ein leises Stottern ökonomischer Operationen, als die Möglichkeit des Entgleitens von Anschlüssen wie etwa in der Börsenpanik, als intuitives Erfassen der Marktstimmung, als freudige Erregung beim blossen Blick auf die Ware im Schaufenster, oder als die taktile Begegnung mit Dingen. Gleichzeitig eröffnet diese Affektivität auch ein neues Feld für Regulierungs- und Kontrolltechniken. Die gegenwärtige Wiedergeburt des »subliminal advertising« und der Erfolg des »emotional designs«, aber auch die Techniken der »experience economy« stehen für Praktiken, welche die Affektivität ökonomischer Operationen auch jenseits symbolischer Mittel zu konfigurieren suchen. Nigel Thrift spricht sogar davon, dass sich damit eine »micro-biopolitics of the subliminal« herausbilde.²⁸ Eine poststrukturalistische Soziologie ökonomischer Praktiken und Kommunikation scheint daher gut beraten, ökonomische Affektivität als wichtiges Terrain zur Bestimmung des Ökonomischen ernst zu nehmen.

- 1 Ernesto Laclau u. Chantal Mouffe, *Hegemony and Socialist Strategy: Towards a Radical Democratic Politics*, London 1985.
- 2 Colin Campbell, *The Romantic Ethic and the Spirit of Modern Consumerism*, London 1987; Dominik Schrage, »Integration durch Attraktion. Konsumismus als massenkulturelles Weltverhältnis«, in: *Mittelweg* 36 (6), 2003, S. 57–86.
- 3 Zur postmodernen Ökonomie: Jack Amariglio u. David F. Ruccio, *Postmodernism, Economics and Knowledge*, London 2001. Zum New Economic Criticism: Martha Woodmansee u. Mark Osteen, *The New Economic Criticism: Studies at the Intersection of Literature and Economics*, London 1999. Als eine wissenschaftshistorische Arbeit: Philip Mirowski, *More Heat Than Light. Economics as Social Physics, Physics as Nature's Economics*, Cambridge, UK 1989. Für eine rhetorische Untersuchung ökonomischen Wissens siehe Donald N. McCloskey, *Knowledge and Persuasion in Economics*, Cambridge 1994.
- 4 Mitchell Dean, *Governmentality: Power and Rule in Modern Society*, London 1999; Ulrich Bröckling et al., *Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*, Frankfurt am Main 2000.
- 5 Wenn andere ›Logiken‹ berücksichtigt werden, dann im Sinne von Vorbildsemantiken wie etwa die des kreativen Künstlers, aber ohne das Kontaminationsgeschehen selbst zu analysieren.
- 6 Für eine Kritik der essentialistischen Annahmen, die mit der Rede von der Ökonomisierung einhergehen, siehe Franz Kasper Krönig, *Die Ökonomisierung der Gesellschaft aus systemtheoretischer Sicht*, Dissertation Flensburg 2006.
- 7 Jack Barbalet, *Emotion, Social Theory and Social Structure. A Macrosociological Approach*, Cambridge 2001; Helena Flam, *Soziologie der Emotionen*, Opladen 2002; Sighard Neckel, »Blanker Neid, blinde Wut? Sozialstruktur und kollektive Gefühle«, in: *Leviathan*, 27 (2), 1999, S. 145–165.
- 8 Arlie R. Hochschild, *Das gekaufte Herz. Zur Kommerzialisierung der Gefühle*, Frankfurt am Main 1990.
- 9 Andrew Ross, »Coming from the Cold: Constructivism and Emotions«, in: *European Journal of International Relations*, 12 (2), 2006, S. 197–222, S. 198.
- 10 Zur Vermischung und Unberechenbarkeit von Affekten: »Radical empiricism [James] does not presuppose in advance that sensations conform to regular causal relations; it regards emotion as a synthesis of bodily responses, social norms, and overt beliefs. The composite nature of emotions is part of what makes them an especially sensitive way of connecting to a world of complex social relations.« (Ross, *Cold*, wie Anm. 9, S. 209).
- 11 Raymond Williams, *Marxism and Literature*, Oxford 1977. Vgl. auch Freedman, der mit Verweis auf Williams die Cultural Studies wegen ihrer Vernachlässigung der Ökonomie kritisiert: Jonathan Freedman, »The Affect of the

Market: Economic and Racial Exchange«, in: *The Searchers. American Literary History*, 12 (3), 2000 S. 585–599.

12 Brian Massumi, »The Autonomy of Affect«, in: ders. (Hg.), *Parables of the Virtual. Movement, Affect, Sensation*, Durham 2002, S. 23–45.

13 Sara Ahmed, »Affective Economies«, in: *Social Text* 22 (2), 2004, S. 117–139.

14 Maurizio Lazzarato, *Les révolutions du capitalisme*, Paris 2004; Hardt, Michael, »Affective Labor«, in: *Boundary*, 26 (2), 1999, S. 89–100.

15 Hardt (Labor, wie Anm. 14, S. 94 u. 99) geht zwar davon aus, dass in der Informationsökonomie instrumentelles und kommunikatives Handeln untrennbar miteinander verbunden sind. Allerdings ist dieses Argument aus zwei Gründen problematisch: 1) Systematisch bleibt unklar, ob es sich hier um eine historische Transformation handelt oder ob eine derartige Verschränkung aus theoriesystematischen Gründen nicht immer dann notwendig ist, wenn diese beiden Handlungstypen eröffnet werden. 2) In unserem Zusammenhang wichtiger und problematischer erscheint die Gleichsetzung von affektiver Dimension mit kommunikativem Handeln. Diese Gleichsetzung kommt durch einen normativ aufgeladenen Begriff der Beziehung zustande, wodurch ökonomische ›Beziehungsarbeit‹ ausserhalb des klassischen Bereichs der immateriellen Arbeit – z.B. die Differenz-Arbeit des Börsenspekulanten – aus dem Blick gerät.

16 Albert Hirschman, *The Passions and the Interests: Political arguments for capitalism before its triumph*, Princeton 1977, S. 43.

17 Hirschman, *Passions*, wie Anm. 16, S. 56.

18 Philip Fisher, *The Vehement Passions*, Princeton 2002, S. 34.

19 Für eine Genealogie des Homo oeconomicus siehe Joseph Vogl, *Kalkül und Leidenschaft: Poetik des ökonomischen Menschen*, Zürich/Berlin 2004.

20 Paul DuGay, »Which is the ›self‹ in self-interest?«, in: *Sociological Review* 53 (3), 2005, S. 391–411, S. 399.

21 Adam Smith, *The Theory of Moral Sentiments*, Oxford 1976 (1759), S. 137. Smith begründet diese Notwendigkeit damit, dass man bei mangelnder Zügelung des Selbstinteresses zum Gegenstand sozialer Ressentiments würde. Da aber letztlich die Eitelkeit – der Drang nach Anerkennung – Ziel unseres Selbstinteresses ist, würde durch das Ressentiment das Interesse entscheidend geschwächt werden.

22 Judith Butler, *Excitable Speech: A Politics of the Performative*, New York 1997.

23 Niklas Luhmann, *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, Frankfurt am Main 1988.

24 Gabriel Tarde, *La Psychologie économique*, Paris 1902; Lazzarato, *Révolutions*, wie Anm. 14. Allgemein zum Imitationsbegriff als Grundbegriff der Soziologie siehe Gabriel Tarde, *Die Gesetze der Nachahmung*, Frankfurt am Main 2003 [1890].

- 25 Maurizio Lazzarato, *Puissances de l'invention. La psychologie économique de Gabriel Tarde contre l'économie politique*, Paris 2002, S. 23.
- 26 Urs Stäheli, *Spektakuläre Spekulation. Zum Populären der Ökonomie*, Frankfurt am Main 2007.
- 27 Tarde zit. in Bruno Latour, *Never too late to read Tarde, Domus*, October 2004, http://www.ensmp.fr/~latour/presse/presse_art/GB-DOMUS%2010-04.html (letzter Zugriff November 2006), S. 1.
- 28 Nigel Thrift, »Still Life in Nearly Present Time«, in: *Body & Society*, 6, 2000, S. 34–57.